



TECHNISCHE  
UNIVERSITÄT  
DRESDEN

GGSG

Gesellschaft für germanistische  
Sprachgeschichte

14. Jahrestagung der Gesellschaft für germanistische Sprachgeschichte

## Historische Morphosyntax

28. bis 30. September 2022 in Dresden

# Book of Abstracts

Informationen zu Programm und Anmeldung finden Sie unter

<https://www.gls-dresden.de/ggsg2022/>

bzw. auf Twitter unter

#GGSG2022

Mitglied im Netzwerk von

DRESDEN  
concept



## Index

<b>Autor:innen</b>	<b>Vortragstitel</b>	<b>Seite</b>
<b>Tanja Ackermann (Berlin)</b>	Vom Verb zum Adverb: Die formale und funktionale Entwicklung von bitte	5
<b>Vilmos Ágel &amp; Laura Sievers (Kassel)</b>	Markierte Vorfeldbesetzung im Neuhochdeutschen. Zur Grammatikalisierung einer neuen Vorfeldstruktur	6
<b>Lucia Assenzi (Innsbruck)</b>	Entwicklungen in den Formulierungsmustern der Redewiedergabe in deutschsprachigen Zeitungen von 1740–1848	7
<b>Christian Braun, Philipp Pfeifer &amp; Elisabeth Scherr (Graz)</b>	Präpositionalphrasen als Konnektoren in ausgewählten althochdeutschen Texten	8
<b>Lisa Dücker (Kiel)</b>	Der Einfluss des Genitivtyps auf den Stellungswandel der Genitivattribute in der hochdeutschen Sprachgeschichte	9
<b>Natalia Filatkina &amp; Julia Hübner (Hamburg)</b>	Historische Morphosyntax als Beschreibungsgegenstand der frühneuzeitlichen Fremdsprachenlehrwerke	10
<b>Constanze Fleczorek (Hannover)</b>	<i>gifrewet állen in thaz múat, want er fon tóde hiutu irstúant</i> " – ein Kriterienkatalog für althochdeutsche kausale Adverbialsätze	11
<b>Jürg Fleischer (Marburg)</b>	<i>Jede Stadt hat seine eigene kulturhistorische Tradition: Genus-insensitives sein</i> in der Geschichte des Deutschen	12
<b>Nathalie Fromm (Wuppertal)</b>	Entwicklung der Pluralmarkierung vormals unmarkierter Flexionsklassen seit dem Mittelhochdeutschen in den deutschen Varietäten	13
<b>Melitta Gillmann (Duisburg-Essen) &amp; Alexander Werth (Passau)</b>	Hermann Paul revisited: Die historische Entwicklung der Auxiliarselektion bei Positionsverben im Deutschen	14
<b>Paulina Glenzer (Marburg)</b>	<i>Fleisch und Wein kam(en)</i> : Subjekt-Verb-Kongruenz bei Koordination in der Lutherbibel von 1545 und ihrer revidierten Fassung von 2017	16
<b>Katharina Gunkler-Frank (Erlangen-Nürnberg)</b>	Koordinationsellipsen in Patientenbriefen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts	17

<b>Kerstin Güthert (Mannheim)</b>	Zur "Zusammenschreibung eng zusammengehöriger Wörter (im verbalen Bereich)": Versuch einer Rekonstruktion der Genese einer Regel zwischen Wort und Syntagma	18
<b>Stefan Hartmann &amp; Lena Schnee (Düsseldorf)</b>	Futurkonstruktionen im Wandel: <i>werden</i> + Infinitiv und Konkurrenzmuster aus konstruktionsgrammatischer Perspektive	19
<b>Sarah Ihden &amp; Ingrid Schröder (Hamburg)</b>	Variation in der Kasusflexion der mittelniederdeutschen Appellativa – Empirische Untersuchung und grammatikographische Darstellung	20
<b>Simon Kasper (Marburg)</b>	Zum Verhältnis von Morphologie und Syntax in der deutschen und englischen Sprachgeschichte. Ergebnisse einer qualitativen und quantitativen Paralleltextanalyse	21
<b>Andreas Klein (Mainz)</b>	Die Diachronie des westdeutschen Pronominalsystems – Eine Rekonstruktion aus der Diatopie	22
<b>Kristin Kopf (Mainz/Mannheim)</b>	Generische Maskulina in Prädikativkonstruktionen. Ein altes Phänomen?	23
<b>Michail Kotin (Zielona Góra)</b>	Morphologie – Syntax – Morphosyntax: Grundprobleme der Theorie und Methodologie aus sprachhistorischer Sicht	24
<b>Bettina Lindner-Bornemann (Hildesheim) &amp; Andreas Blombach (Erlangen-Nürnberg)</b>	<i>Thun wir nicht durch disputiren und distinguiren / dem teuffel sein sünden-reich stärcken und unterhalten?</i> Zur Geschichte des possessiven Dativs – eine Korpusstudie	25
<b>Svetlana Petrova (Wuppertal)</b>	Zur Distribution stark und schwach flektierter attributiver Adjektive im Referenzkorpus Altdeutsch	26
<b>Simon Pickl (Salzburg)</b>	Vom synthetischen zum analytischen Konjunktiv II	27
<b>Said Sahel (Bielefeld)</b>	Afinite Konstruktionen im Hochdeutschen. Eine abgebrochene Grammatikalisierung?	28
<b>Anna Saller (Regensburg)</b>	Die Verbreitung der <i>tun</i> -Periphrase in extraterritorialen Varietäten	29
<b>Hans-Ulrich Schmid</b>	Variablen in der althochdeutschen Syntax	30

<b>Tanja Stevanović (Hamburg)</b>	Die Entwicklung der abstraktbildenden Wortbildungsmuster [X-heit], [X-scaff(t)] und [X-tuom] im Alt- und Mittelhochdeutschen – eine Korpusuntersuchung in ReA und ReM	31
<b>Claudia Wich-Reif &amp; Nadine Wallmeier (Bonn/Paderborn)</b>	Vergleichskonstruktionen im Mittelniederdeutschen	33
<b>Sonja Zeman (München)</b>	Links-Versetzungen im Mittelhochdeutschen als Beispiel	34
<b>Christian Zimmer (Berlin)</b>	Von der finalen Subjunktion zum Infinitivmarker? Infinitivkonstruktionen mit <i>um</i> in der jüngeren deutschen Sprachgeschichte	35

# Vom Verb zum Adverb: Die formale und funktionale Entwicklung von *bitte*

Tanja Ackermann (Berlin)

Die Genese des Adverbs *bitte* erscheint auf den ersten Blick offenkundig: Aus dem Verb *bitten* hat sich in seiner Verwendung in der 1.Ps.Sg. das Adverb *bitte* entwickelt (*ich bitte* > *bitte*). Auer & Günther (2005: 145) schlagen als konkretes Szenario vor, *bitte* habe sich vom Matrixverb zum Diskursmarker der Höflichkeit und daraufhin zum Adverb entwickelt; die Ausgangsstruktur gehe dabei einem eingebetteten dass-Satz voraus: *bitte ist aus ich bitte (darum), dass...* reduziert (erkennbar am phonologischen Substanzverlust sowie dem Verlust externer Syntax). Zeitlich wird dieser Prozess auf das 18. Jahrhundert datiert, wobei der adverbiale Gebrauch in der gesprochenen Sprache wohl älter sei (vgl. Pfeifer et al. 1993). Bisher liegen jedoch keine diachronen Studien vor, die die syntaktische und funktionale Entwicklung des heutigen Adverbs *bitte* datenbasiert nachzeichnen. In meinem Vortrag möchte ich dies für das 17. bis 20. Jahrhundert anhand eines randomisierten Samples aus 4.000 *bitte*-Belegen aus den Belletristik-Daten des DTA und des DWDS-Kernkorpus tun. Frühe Belege zeigen, dass *bitte* zunächst als performatives Verb eines selbstständigen Satzes mit eigener illokutionärer Kraft auftritt (1), wobei auch elliptischer Gebrauch des noch recht stellungsfesten Verbs zu beobachten ist (2). Erst der folgende, syntaktisch nicht eingebettete Satz enthält den Aufforderungsakt. Aus dem Vollverbgebrauch im selbstständigen Satz entwickelt sich *bitte* zum performativen Matrixverb, das verschiedene Komplemente, z.B. zu-Infinitive, regiert (3). Mit der Entwicklung zum Adverb verliert *bitte* schließlich externe Syntax, gewinnt aber an Stellungsfreiheit und kann zunehmend auch im Mittelfeld des Satzes auftreten (4).

- |   |                          |
|---|--------------------------|
| (1) <i>ich bitte euch / jr wöllet diese Historien mit fleiß lesen /</i> | [Calvi, Frankfurt, 1627] |
| (2) <i>Bitte demnach / sie wollen sich unterdessen setzen</i>           | [Rist, sine loco, 1647]  |
| (3) <i>Ich bitte Sie also, mir bald zu antworten [...]</i>              | [Tieck, Berlin, 1795]    |
| (4) <i>Und . . . bringen Sie, bitte, etwas frisches Wasser!</i>         | [Holz, Leipzig, 1889]    |

Was den funktionalen Wandel betrifft, so hat sich *bitte* vom performativen Verb zum illokutionären Indikator entwickelt. Während die ursprüngliche Phrase noch einen externen Modifikator darstellt, mit dem, wie im Vortrag gezeigt wird, Unterwürfigkeit gegenüber der angesprochenen (hochgestellten) Person ausgedrückt wurde, fungiert adverbiales *bitte* als interner Modifikator. Dieser kann heute multifunktional eingesetzt werden (siehe z.B. House 1989). Die Erkenntnisse sind nicht nur relevant, um die Grammatikalisierung (oder – was zu diskutieren sein wird – die Pragmatikalisierung) von *bitte* zu verstehen, sondern auch mit Blick auf den Höflichkeitswandel im Deutschen interessant.

## Literatur

- Auer, Peter & Susanne Günthner. 2005. Die Entstehung von Diskursmarkern im Deutschen - ein Fall von Grammatikalisierung? In Torsten Leuschner, Tanja Mortelmans & Sarah de Groot (Hrsg.), Grammatikalisierung im Deutschen, 335–362. (Linguistik – Impulse & Tendenzen 9). Berlin & New York: De Gruyter.
- House, Juliane. 1989. Politeness in English and German: The function of please and *bitte*. In Shoshanna Blum-Kulka, Juliane House & Gabriele Kasper (Hrsg.), Cross-Cultural Pragmatics: Requests and Apologies, 96–119. Norwood, NJ: Ablex.

Pfeifer, Wolfgang et al. 1993. Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache. <https://www.dwds.de/wb/etymwb/bitte>, zuletzt abgerufen am 30.01.2022.

## **Markierte Vorfelddbesetzung im Neuhochdeutschen. Zur Grammatikalisierung einer neuen Vorfeldstruktur**

**Vilmos Ágel & Laura Sievers (Kassel)**

Die in der Fachliteratur vorzugsweise diskutierten Typen markierter Vorfelddbesetzungen sind mehrfache markierte Vorfelddbesetzungen, sie entstammen also der Kategorie ‚Satzglied+Satzglied+...‘ (*Dem Saft eine kräftigere Farbe geben Blutorangen, die zur Zeit aus Sizilien stammen*). Eine erste empirische Untersuchung (Ágel/Sievers 2000) im Rahmen des Projekts „Syntaktische Grundstrukturen des Neuhochdeutschen. Zur grammatischen Fundierung eines Referenzkorpus Neuhochdeutsch“ (<https://gieskane.com>) hat jedoch gezeigt, dass die mit Abstand häufigsten Typen einfache markierte Vorfelddbesetzungen darstellen, d. h. der Kategorie ‚Satzglied+Kohäsionsglied+...‘ entstammen (*Wen also wollen Sie mit jenen langweiligen Geschichten rühren?*). Unter Viabilitätsgesichtspunkten sind also nicht mehrfache, sondern einfache markierte Vorfelddbesetzungen ins Zentrum der Theoriebildung zu rücken. Die empirischen und theoretischen Ergebnisse unserer Untersuchung lassen sich dabei wie folgt zusammenfassen: (1) Im Nhd. bildet sich eine neue Vorfeldstruktur heraus. (2) Bei der Grammatikalisierung dieser (einfachen markierten) Vorfeldstruktur spielen Nacherstkohäsionsglieder als Positionsscharniere eine Schlüsselrolle. (3) Es ist nicht zu erkennen, dass mehrfache markierte Vorfelddbesetzungen, also Topikalisierungen mit oder ohne lexikalischen Prädikatsbestandteil, denselben Grammatikalisierungspfad eingeschlagen hätten. (4) Die Daten zeigen, dass die Grammatikalisierung der (einfachen markierten) Vorfeldstruktur varietätenbezogen erfolgt ist.

Seit der ersten Studie ist das annotierte Referenzkorpus Neuhochdeutsch deutlich angewachsen, sodass die Materialbasis für die markierte Vorfelddbesetzung im Neuhochdeutschen ausgeweitet werden kann. Dabei stellt sich die Frage, ob unsere theoretischen und empirischen Befunde von damals Bestand haben und ob es neue Erkenntnisse hinsichtlich der Grammatikalisierung markierter Vorfelddbesetzungen gibt.

### **Literatur**

Ágel, Vilmos / Sievers, Laura (2020): Markierte Vorfelddbesetzung im Neuhochdeutschen. Zur Grammatikalisierung einer neuen Vorfeldstruktur. In: Delphine Pasques / Claudia Wich-Reif (Hg.): Textkohärenz und Gesamtsatzstrukturen in der Geschichte der deutschen und französischen Sprache vom 8. bis zum 18. Jahrhundert. Akten zum Internationalen Kongress an der Universität Paris-Sorbonne vom 15. bis 17. November 2018. Berlin: Weidler (Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 35), 461–491.

# Entwicklungen in den Formulierungsmustern der Redewiedergabe in deutschsprachigen Zeitungen von 1740–1848

Lucia Assenzi (Innsbruck)

Im Beitrag wird die Pilotphase eines Forschungsprojekts zum Wandel von Formulierungsmustern der Redewiedergabe in zwei deutschsprachigen Zeitungen (Wiener Zeitung, Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen) in der Zeit zwischen dem Aufgeklärten Absolutismus und den revolutionären Erhebungen von 1848/49 vorgestellt. Unter 'Redewiedergabe' wird dabei jede Form der Wiedergabe sprachlich kodierter Inhalte wie etwa Worte, Gedanken, Meinungen, Träume, usw. verstanden.

In dieser Epoche des Übergangs in die Moderne erfuhr die deutschsprachige Gesellschaft einen grundlegenden Wandel, der – von der Industrialisierung vorangetrieben – zu Fortschritten in der Massenausbildung, zur Politisierung der Massen und zu zunehmend dringenden Forderungen eines demokratischen Systems führten (Steinmetz 2012: 91–95). Durch diese Transformationen in der Gesellschaft entwickelte sich auch die Presse in neue Richtungen. Nicht nur wurde der journalistische Beruf zunehmend professionalisiert, auch die Zeitungslesenden wurden immer zahlreicher und anspruchsvoller (Theobald 2012).

In diesem Kontext ist es zu erwarten, dass in Zeitungsartikeln nicht nur der Verweis auf die Informationsquelle, sondern auch die Positionierung der Journalisten gegenüber der Informationsquelle und der Information selbst zunehmend explizit und transparent wurden. Nur um ein besonders anschauliches Beispiel zu nennen, wird etwa u. a. davon ausgegangen, dass Muster wie (a.) (eindeutig identifizierbare Informationsquelle + Verb des Sagens + *dass*) häufiger wurden als Muster wie (b.) (Indefinitpronomen man als nicht identifizierte Informationsquelle + Verb des Sagens + *dass*).

a. *Das Journ. des. Deb. bestätigt, daß [...]* (Berlinische Nachrichten, 4.3.1840, S. 1)

b. *Man versichert, daß [...]* (Berlinische Nachrichten, 8.5.1742, S. 3)

Der Wandel in den Formulierungsmustern der Redewiedergabe wird im Rahmen einer quantitativen Analyse untersucht. Ausgewertet werden dabei lexikalische und grammatische Ausdrücke der: (i.) evidentialen Strategien (Strategien für den Verweis auf die Informationsquelle; Aikhenvald 2018); (ii.) epistemischen Modalität (Aussagen über die Wahrscheinlichkeit, dass der wiedergegebene Inhalt wahr ist; Cornillie 2009: 46–47); (iii.) Zuverlässigkeit (Aussagen über die Zuverlässigkeit der Informationsquelle; Schenner 2010: 160–161).

Im Beitrag wird das Projektdesign skizziert und die ersten Ergebnisse der quantitativen Analyse vorgestellt. Es werden außerdem die Fragen erörtert, inwiefern sich dieser (Formulierungs-)Wandel mit einem bestimmten Grammatikbeschreibungsmodell beschreiben lässt und ob eine multidisziplinäre, historisch makro-soziolinguistische Perspektive nicht besser geeignet wäre, um selbigen zu erklären.

# **Präpositionalphrasen als Konnektoren in ausgewählten althochdeutschen Texten**

**Christian Braun, Philipp Pfeifer & Elisabeth Scherr (Graz)**

Die Einordnung der Präpositionalphrasen unter die Konnektoren ist nicht unumstritten (vgl. beispielsweise die nicht deckungsgleichen Positionen bei Pasch et al. (2003: 331ff.) und Duden (2019: 1083)). Die Diskussion findet bislang primär synchron und mit Bezug auf die Gegenwartssprache statt. Aus diesem Grund soll die Präpositionalphrase im Rahmen unseres Vortrags gezielt für das Althochdeutsche in den Fokus genommen werden. Anhand ausgewählter Texte wird die Funktion der Phrase als transphrastischer Konnektor in den Mittelpunkt der Analysen gerückt. Es stellt sich die Frage nach den strukturellen, semantischen und funktionalen Eigenschaften dieser Konstruktion in der frühesten Sprachepoche des Deutschen. Hierbei bildet die Untersuchung der Komponentenstruktur den Ausgangspunkt für die weiteren quantitativen und qualitativen Auswertungen.

## **Literatur**

Renate Pasch / Ursula Brauße / Eva Breindl / Ulrich H. Waßner (Hgg.) (2003): Handbuch der deutschen Konnektoren. Linguistische Grundlagen der Beschreibung und syntaktische Merkmale der deutschen Satzverknüpfungen (Konjunktionen, Satzadverbien und Partikel). (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 9). Berlin/New York;  
Duden (2016): Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Herausgegeben von Angelika Wöllstein. Bd. 4. 9. Aufl. Mannheim et al.



# Der Einfluss des Genitivtyps auf den Stellungswandel der Genitivattribute in der hochdeutschen Sprachgeschichte

**Lisa Dücker (Kiel)**

Die Stellung der Genitivattribute in der Nominalphrase ist im heutigen Deutsch relativ fest: Eigennamen (insbesondere Personennamen) treten vor allem pränominal auf, während Appellativa bevorzugt in der Poststellung stehen (*Annas Buch* vs. *das Buch der Studentin*). Diese Verteilung stellt den vorläufigen Endpunkt in einer Entwicklung dar, die bereits im späten Ahd. begann, als erste Appellativa von der Voran- in die Nachstellung wechselten.

In der Literatur werden zahlreiche Faktoren vorgeschlagen, die die Attributstellung und ihren Wandel beeinflussen: Neben dem Eigennamenstatus, der Belebtheit der Referenten und der Länge der Nominalphrasen wird auch der Genitivtyp mehrfach als relevanter Faktor benannt. Empirische Studien dazu sind allerdings bisher rar. Mehrfach wurde die Hypothese aufgestellt, dass insbesondere der Genitivus subjectivus (*Inas Idee*) und possessivus (*Gerda Fahrrad*) häufig in Prästellung vorkommen. Dabei handelt es sich um die semantischen Beziehungen, die üblicherweise von belebten Entitäten eingenommen werden. Der Genitivus objectivus, der häufig unbelebte Entitäten als Attribut aufweist, neigt hingegen zur Poststellung (die Zerstörung der Stadt) (Demske 2001: 247, Eisenberg & Smith 2002). Pickl (2019) hat zwar in einer breiten diachronen Korpusanalyse gezeigt, dass sich die Stellung von Genitivus subjectivus und objectivus unterschiedlich entwickeln. Eine diachrone Korpusstudie, die die Entwicklung der Attributstellung von weiteren Genitivtypen (Genitivus possessivus, qualitatis, explicativus) inkludiert, liegt indes bisher nicht vor. In meinem Vortrag werde ich daher die Ergebnisse einer empirischen Studie präsentieren, die auf der Grundlage mehrerer historischer Korpora vorgenommen wurde, die die Zeit vom Mittelhochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen abdecken. Anhand der Korpusbelege wird der Einfluss des Genitivtyps und weiterer Faktoren auf den Stellungswandel der Genitivattribute in der deutschen Sprachgeschichte auf den Grund eruiert: Mit Hilfe statistischer Verfahren (gemischte lineare Modelle und Random Forests) wird gezeigt, welcher Einfluss dem Genitivtyp im Zusammenspiel mit den Faktoren Belebtheit und Eigennamenstatus zukommt.

## Literatur

- Demske, Ulrike (2001): Merkmale und Relationen. Diachrone Studien zur Nominalphrase des Deutschen. Berlin: De Gruyter.
- Eisenberg, Peter; Smith, George (2002): Der einfache Genitiv. Eigennamen als Attribute. In Corinna Peschel (Hg.): Grammatik und Grammatikvermittlung. Bernhard Engelen zum 65. Geburtstag. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 113–126.
- Pickl, Simon (2019): Wandel und Variation der Genitivstellung in einem diachronen Predigtenkorpus. Eine epochenübergreifende Längsschnitt-Studie. In Renata Szczepaniak, Stefan Hartmann und Lisa Dücker (Hg.): Historische Korpuslinguistik. Berlin, Boston: De Gruyter (Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte 10), 176–197.

# Historische Morphosyntax als Beschreibungsgegenstand der frühneuzeitlichen Fremdsprachenlehrwerke

**Natalia Filatkina & Julia Hübner (Hamburg)**

Der Beitrag versucht, sich dem Ziel der Tagung, „Phänomene der Entwicklung und Verfestigung sprachlicher Muster, die wir mit unterschiedlichen Grammatikbeschreibungsmodellen zu kategorisieren suchen“ (s. das Konzept der Tagung) aus wissenschaftshistorischer und metareflexiver Perspektive zu nähern. Im Zentrum steht eine Quellengruppe, die bis jetzt trotz ihrer flächendeckenden Verbreitung im frühneuzeitlichen Europa kaum Gegenstand sprachhistorischer Untersuchungen war – die so genannten Fremdsprachenlehrwerke aus dem 15.-17. Jahrhundert. Hier geht es um die Vermittlung des Wissens über vormoderne Vernakularsprachen als Fremdsprache(n) auf allen Ebenen sowie über das kulturell und sozial kompetente Handeln mit Sprache(n) in alltäglichen Kommunikationssituationen in fremden Ländern. Vor dem 18. Jahrhundert sind die Lehrwerke von nicht pädagogisch ausgebildeten Sprachmeistern verfasst, die keine Gelehrten sind und hinsichtlich ihrer sozialen Herkunft und der allgemeinen Bildung eine heterogene Gruppe bilden. Die Lehrwerke richteten sich an reisende Kaufleute, Handwerker und Soldaten sowie junge Adlige bzw. Bürgerliche; sie wurden vorbereitend auf bzw. während ihrer Bildungsauslandsreisen, im Privatunterricht mit einem Sprachmeister im eigenen Land und verstärkt im 18. Jahrhundert auch im öffentlichen schulischen Unterricht benutzt. Sie sind ferner nicht in erster Linie für den Erwerb einer Sprache als Schriftsprache angelegt, sondern zielen darauf ab, den Nutzer:innen die Grundlagen der mündlichen Konversation in einer Fremdsprache zu vermitteln. Aus diesen Besonderheiten ergeben sich bedeutsame Unterschiede zwischen diesen Quellen und den zeitgenössischen sprachtheoretischen gelehrten Traktaten sowie den „einsprachigen“ Lehrwerken für den Schulunterricht. Eine ganze Reihe von diesen Unterschieden betrifft die Morphologie und Syntax. So ist es z. B. aus dem bereits gut erforschten Gelehrtendiskurs bekannt, dass die Syntaxlehre erst im 18. Jahrhundert ihren Eingang in die Traktate und den schulischen Unterricht findet. In den Fremdsprachenlehrwerken wird ihr hingegen bereits früh eine Rolle beigemessen. Im Vortrag wird diskutiert, welche Phänomene der Morphosyntax (insbesondere des Deutschen) wann Eingang in die Fremdsprachenlehrwerke finden, nach welchen Mustern ihre Vermittlung erfolgt, worin die Unterschiede, aber auch die Parallelen zu der in die Antike zurückreichenden (vorwiegend lateinischen) Sprachphilosophie und Grammatikographie bestehen und wie etablierte Wissensmuster mit Blick auf die Mehrsprachigkeit der Quellen und den didaktischen Rahmen neukontextualisiert werden.

# ***gifrewet állen in thaz múat, want er fon tóde hiutu irstúant* – ein Kriterienkatalog für althochdeutsche kausale Adverbialsätze**

## **Constanze Fleczoreck (Hannover)**

Kausale Adverbialsätze besitzen unterschiedliche semantische Lesarten und werden seit dem Modell von Sweetser (1990) in drei Begründungstypen eingeteilt: (i) propositional, (ii) epistemisch und (iii) sprechaktbezogen.

- (i) *Ich gehe ins Bett, weil ich müde bin.*
- (ii) *Es hat Frost gegeben, weil die Wasserrohre sind heute Nacht geplatzt.*
- (iii) *Peter ist zuhause. Weil du regst dich da immer so auf.*

Auch wenn fürs Gegenwartsdeutsche kein Zweifel besteht, dass diese Begründungstypen existieren, so findet sich kaum Literatur, die alle drei Varianten einander gegenüberstellt (am ehesten noch Frey 2016). In den meisten Fällen wird die propositionale Lesart mit der epistemischen verglichen (u.a. Keller 1993, Blühdorn 2008) und die sprechaktbezogene nur randständig erwähnt.

Da sowohl die epistemische als auch die sprechaktbezogenen kausalen Adverbialsätze auf der Äußerungsebene agieren, ist durchaus klar, dass eine Differenzierung der beiden nicht einfach ist – im Vergleich zur Sachverhaltsebene, auf der die propositionale Lesart operiert. Guckt man nun in die Forschungsliteratur zu den älteren Sprachstufen des Deutschen, so gibt es zwar bereits zum Mittelhochdeutschen und Frühneuhochdeutschen Untersuchungen zu dieser Thematik (u.a. Eroms 1980, Speyer 2011 – Auseinandersetzung mit Lesart i und ii), aber nur Gagel (2017) stellt einen Kriterienkatalog der drei Begründungstypen auf.

Ich möchte in meinem Vortrag noch etwas weiter zurückgehen und diese drei Varianten kausaler Adverbialsätze fürs Althochdeutsche nachweisen sowie Kriterien vorstellen und diskutieren, die bei der Disambiguierung dieser Sätze helfen. Dabei ist mir wichtig, die syntaktischen Merkmale von den semantischen zu trennen.

## **Literatur**

- Blühdorn, Hardarik (2008): Epistemische Lesarten von Satzkonnectoren – Wie sie zustande kommen und wie man sie erkennt. In: *Semantik und Pragmatik – Schnittstellen*. Herausgegeben von Inge Pohl. Frankfurt/Main. S. 217-251.
- Eroms, Hans-Werner (1980): Funktionskonstanz und Systemstabilisierung bei den begründenden Konjunktionen im Deutschen. In: *Sprachwissenschaft* 5, 1. S. 73-115.
- Frey, Werner (2016): On some correlations between formal and interpretative properties of causal clauses. In: *Co- and subordination in German and other languages. Special issue of Linguistische Berichte* 21. Herausgegeben von Ingo Reich und Augustin Speyer. S. 153-179.
- Gagel, Sebastian (2017): *Frühneuhochdeutsche Konnectoren. Entwicklungslinien kausaler Verknüpfungen auf dem Gebiet der Modalität*. Berlin/Boston.
- Keller, Rudi (1993): Das epistemische weil. Bedeutungswandel einer Konjunktion. In: *Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz zum 65. Geburtstag*. Herausgegeben von Hans Jürgen Heringer und Georg Stötzel. Berlin/New York. S. 219-247.
- Speyer, Augustin (2011): Zur Integriertheit kausaler (Neben-)Sätze im Frühneuhochdeutschen. In: *Sprachwissenschaft* 36, 1. S. 53-84.
- Sweetser, Eve (1990): From etymology to pragmatics. Metaphorical and cultural aspects of semantic structure. In: *Cambridge Studies in Linguistics* 54. Cambridge.

# ***Jede Stadt hat seine eigene kulturhistorische Tradition: Genus-insensitives sein in der Geschichte des Deutschen***

**Jürg Fleischer (Marburg)**

Ahd. *sīn* bzw. nhd. *sein* gilt als Possessivpronomen der 3. Sg. m./n. Allerdings hält beispielsweise die Duden-Grammatik (2016: 275) für das moderne Deutsch das gelegentliche Auftreten von *sein* bei femininem Possessor fest und illustriert diese als „nicht standardsprachlich“ bezeichnete Verwendung mit Internetbelegen (u.a. *Jede Stadt hat seine eigene kulturhistorische Tradition*). Bereits ab dem Mittelhochdeutschen sind Belege bekannt, in denen *sīn* auf einen femininen (oder pluralischen) Possessor bezogen ist (vgl. Grimm 1898: 410, Behaghel 1923: 355, Klein et al. 2018: 504). So bezieht sich im folgenden Beispiel (Darmstadt, ULB, 2269, fol. 102r) *sin* („sein“) auf *vrouwen*:

*Wer dise vrouwen nu gesach. Vnde erkante sin vngemach  
,Wer auch immer diese Frau nun erblickte und ihr Unglück erkannte [...]*

Im Vortrag soll der Frage nachgegangen werden, wie *sīn/sein* bei femininem (und bei pluralischem) Possessor in den älteren und jüngeren Sprachstufen des Deutschen verbreitet ist und unter welchen Bedingungen diese Konstruktion auftritt. Neben Angaben aus Grammatiken werden hierzu Ergebnisse aus Korpusanalysen zu unterschiedlichen Sprachstufen diskutiert. Für die Gegenwartssprache zeigen Auswertungen anhand des DeReKo, dass fast ausschließlich unbelebte feminine Possessoren mit *sein* verbunden werden. Dagegen zeigt der oben angeführte mittelhochdeutsche Beleg einen belebten Possessor (*vrouwe*). Dies könnte auf einen Rückgang der Konstruktion entlang der Belebtheitshierarchie (vgl. z.B. Siewierska 2004: 46) deuten, der vielleicht in jüngerer Zeit durch präskriptive Forderungen verstärkt wurde.

## **Literatur**

Behaghel, Otto (1923): Deutsche Syntax: eine geschichtliche Darstellung. Band I: die Wortklassen und Wortformen. A: Nomen, Pronomen. Heidelberg: Winter.

DeReKo: <https://www.ids-mannheim.de/digspra/kl/projekte/korpora/>

Duden Grammatik (2016): Duden: Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch.

Herausgegeben von Angelika Wöllstein und der Dudenredaktion. 9., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. (Duden Band 4.) Berlin: Dudenverlag.

Grimm, Jacob (1898): Deutsche Grammatik IV. Neuer vermehrter Abdruck besorgt Gustav Roethe und Edward Schröder. Gütersloh: Bertelsmann.

Klein, Thomas / Hans-Joachim Solms / Klaus-Peter Wegera (2018): Mittelhochdeutsche Grammatik. Teil II: Flexionsmorphologie. Berlin/Boston: De Gruyter.

Siewierska, Anna (2004): Person. Cambridge: Cambridge University Press.

# Entwicklung der Pluralmarkierung vormals unmarkierter Flexionsklassen seit dem Mittelhochdeutschen in den deutschen Varietäten

**Nathalie Fromm (Wuppertal)**

Im Flexionssystem der mittelhochdeutschen Substantive fehlt bei einigen Flexionsklassen eine formale Unterscheidung zwischen der Singular- und der Pluralform. Hierzu gehören unter anderem die starken Neutra vom Typ *wort* und die starken Feminina vom Typ „gebe“. Bei diesen Flexionsklassen sind jeweils die Singular- und Pluralformen im Nominativ und im Akkusativ homonym.

Infolgedessen kommt es zu einer Reihe morphologisch gesteuerter Prozesse, die zu einer Umstrukturierung des Flexionsklassensystems und damit zur Verbesserung der Pluralmarkierung führen. Diese Prozesse werden unter dem Begriff „Numerusprofilierung“ zusammengefasst. Die starken Neutra zeigen als mögliche Strategien der Pluralmarkierung die Annahme eines Pluralsuffixes oder den Wegfall des auslautenden *-e* im Nom.Sg., so dass die Pluralform nun durch ein *e*-Suffix markiert ist. Bei den starken Feminina kommt es zu einer Mischung zwei bereits bestehender Flexionsklassen: Die *n*-Stämme übernehmen das Singularparadigma der *ō*-Stämme (keine Kasusmarkierung in allen Kasus), die *ō*-Stämme das Pluralparadigma der *n*-Stämme (durchgängige Markierung durch Suffix-*n*).

Im Rahmen einer dialektal-diachronen Studie werden auf Grundlage von Daten der historischen Referenzkorpora die genannten Entwicklungen dahingehend untersucht, ab wann sie in welchen deutschen Varietäten erstmals auftreten. Im Anschluss soll untersucht werden, in welcher Reihenfolge die Entwicklungen stattfanden und ob anhand der Auswertung ein direkter (zeitlicher, räumlicher) Zusammenhang der Prozesse zueinander festgestellt werden kann oder ob diese losgelöst voneinander stattfanden.

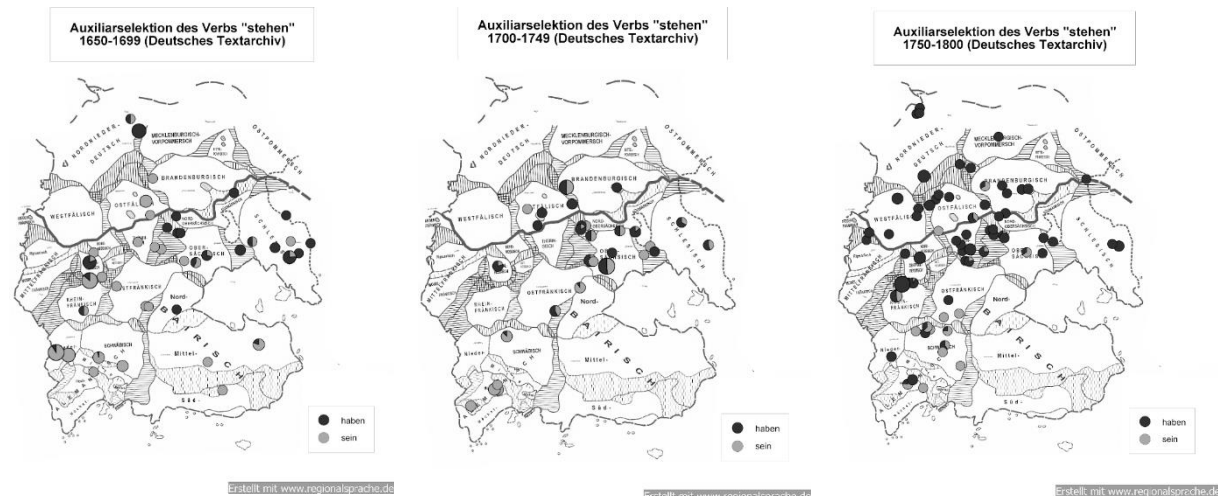
Ziel der Untersuchung ist es einen Überblick über den zeitlichen und dialektalen Ablauf verschiedener Prozesse zur Verbesserung der Numerusmarkierung zu erhalten.

# Hermann Paul revisited: Die historische Entwicklung der Auxiliarselektion bei Positionsverben im Deutschen

Melitta Gillmann (Universität Duisburg-Essen) und Alexander Werth (Universität Passau)

Positionsverben wie *sitzen*, *stehen*, *liegen* bilden einen prominenten Variationsfall der Hilfsverbwahl im Deutschen (z.B. *ist* vs. *hat gestanden*). Um die Variation historisch zu erklären, greifen die einschlägigen Grammatiken bis heute auf ein diachrones Szenario zurück, das Hermann Paul bereits vor mehr als 100 Jahren (vgl. Paul 1905) vorgelegt hat, ohne dass es bislang empirisch überprüft wurde (z. B. Dal/Eroms 2014, S. 142–143; Fnhd. Grammatik 1993, S. 387; Mhd. Grammatik 2007, S. 292). Dabei geht Paul davon aus, dass Positionsverben mit Blick auf ihre Aktionsart ambig waren und sowohl das Verweilen als auch das Einnehmen in einer Position (im Sinne von sich setzen, sich stellen) beschreiben konnten. Diese unterschiedliche Semantik führte laut Paul zur Wahl verschiedener Perfekthilfsverben. Da sich die telische Lesart im Süden länger gehalten habe, setzt sich hier die *sein*-Selektion durch. Im Norden und im Standarddeutschen (z. B. nach Duden-Norm) wird gemäß der Aktionsart die *haben*-Selektion zur Regel.

Im Vortrag werden vor dem Hintergrund von Pauls Szenario mehrere umfangreiche Korpusuntersuchungen vorgestellt (z.B. in DTA, ReM, ReN). Die Ergebnisse bieten einen neuen Blick auf die Hilfsverbwahl; es zeigen sich komplexe Raumbilder (s. Karten unten zu *stehen* im DTA), die zusammen mit unseren qualitativen Analysen zu den syntaktisch/semantischen Verwendungsbedingungen der Auxiliarselektion das von Paul vorgeschlagene Entwicklungsszenario in großen Teilen in Frage stellen. Die Ergebnisse legen nahe, dass *haben* und *sein* bei Positionsverben historisch variierte, und zwar in allen Regionen des deutschen Sprachraums, wenn auch mit unterschiedlicher Gewichtung. Ein besonderer Stellenwert für die überregionale Ausbreitung von *haben* kommt dabei dem ostmitteldeutschen Raum zu, wo nach unseren Daten ein bislang nicht dokumentierter Wandel von *haben* zu *sein* zu *haben* stattgefunden hat. Die Aktionsart bildet – entgegen Pauls Szenario – nur einen schwachen Faktor zur Erklärung der Variation. Stattdessen zeigen unsere Daten in der Forschung bislang unbeachtete Einflüsse der Verbbedeutung auf die Hilfsverbwahl.



## Literatur und verwendete Korpora

Dal, Ingerid u. Hans-Werner Eroms 2014: Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage, Berlin [u. a.]. 4. Aufl.

DTA = Deutsches Textarchiv. Grundlage für ein Referenzkorpus der neuhochdeutschen Sprache. Herausgegeben von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin. URL: <http://www.deutschestextarchiv.de/>.

Fnhd. Grammatik = Robert Peter Ebert [u. a.] 1993: Frühneuhochdeutsche Grammatik, Tübingen.

Mhd. Grammatik = Hermann Paul 2007: Mittelhochdeutsche Grammatik, Tübingen. 25. Aufl.

Paul, Hermann 1905: Die Umschreibung des Perfektums im Deutschen mit *haben* und *sein*, München.

ReM = Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (1050-1350)

(<https://www.linguistics.rub.de/rem/access/simplesearch.html>)

ReN = Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650) (<https://www.slm.uni-hamburg.de/ren.html>)

# ***Fleisch und Wein kam(en): Subjekt-Verb-Kongruenz bei Koordination in der Lutherbibel von 1545 und ihrer revidierten Fassung von 2017***

**Paulina Glenzer (Marburg)**

Durch *und* koordinierte Nominalphrasen führen, wenn sie in Subjektposition stehen, zu einem interessanten Kongruenzkonflikt, der vom Mittelhochdeutschen bis heute zu beobachten ist und zu Numerusvariation beim Prädikat führt. Unterschiedliche Grammatiken behandeln dieses Phänomen (Behaghel 1928: 14ff.; Duden-Grammatik 2016: 1015ff.). Während demnach im Mittelhochdeutschen und Frühneuhochdeutschen der Kongruenzkonflikt zumeist zugunsten eines singularischen Finitums aufgelöst wird, steht im Neuhochdeutschen in der Regel der Plural. Auch unterschiedliche kleinere Untersuchungen (vgl. Dammel 2015, Goschler 2014) geben Evidenz dafür, dass ein diachroner Wandel in den Kongruenzformen vom Mittelhochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen stattgefunden hat, wobei Faktoren wie die lineare Wortfolge von Verb und Subjekt sowie die Belebtheit als mögliche beeinflussende Faktoren identifiziert wurden.

Der Beitrag will der Frage nachgehen, ob sich dieser Wandel der Kongruenzformen auch in einem Korpus feststellen lässt, das sich aus der Lutherbibel von 1545 und ihrer revidierten Fassung von 2017 zusammensetzt. Beide Bibelübersetzungen liegen in elektronischer Form vor. Zur Überprüfung der Hypothese werden die Daten aufgrund fehlender Annotationen mithilfe regulärer Ausdrücke und dem Programm *egrep* erhoben. Das primäre Erkenntnisinteresse liegt in der Frage, ob sich ein Wandel der Kongruenzmuster feststellen lässt und welche Faktoren die Wahl der Kongruenzformen beeinflussen. Die Auswertung der Daten zeigt einen deutlichen Anstieg pluralischer Verbkongruenz in der Lutherbibel von 2017 gegenüber der Fassung von 1545. Ferner deutet sich neben einem Einfluss der Faktoren Belebtheit der Konjunkte und lineare Wortfolge von Verb und Subjekt an, dass auch das aus der Typologie stammende Konzept natürlicher Koordinationen einen großen Erklärungswert für das untersuchte Phänomen hat (vgl. Wälchli 2005). In methodischer Hinsicht ist die Verwendung von Bibelübersetzungen in diachronen Untersuchungen aufgrund möglicher Interferenzeffekte durch die Vorlagen nicht unproblematisch. Ein Parallelstellenvergleich mit den Vorlagen zeigt jedoch eine weitestgehende Unabhängigkeit der Luther-Belege.

## **Literatur**

- Behaghel, Otto (1928): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Band III: Die Satzgebilde. Heidelberg: Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
- Dammel, Antje (2015): One plus one make(s) – what? Determinants of verb agreement in German noun phrase coordination – A diachronic approach. In: Fleischer, Jürg/ Rieken, Elisabeth/ Widmer, Paul (Hrsg.): Agreement from a Diachronic Perspective. Berlin: De Gruyter (Trends in Linguistics. Studies and Monographs 287), S. 287-326.
- DUDEN (2016): Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Bd. 4, 9., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage, Duden-Verlag.
- Goschler, Juliana (2014): Variation im Kernbereich: Koordinierte Subjekte und Subjekt- Verb-Kongruenz im Deutschen. In: Machicao y Primer, Antonio/ Nolda, Andreas/ Sioupi, Athina (Hrsg.): Zwischen Kern und Peripherie. Untersuchungen zu Randbereichen in Sprache und Grammatik. Berlin: de Gruyter. S. 89-102.
- Wälchli, Bernhard (2005): Co-compounds and natural coordination. Oxford: Oxford University Press.



# Koordinationsellipsen in Patientenbriefen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts

**Katharina Gunkler-Frank (Erlangen-Nürnberg)**

Koordinierte Sätze, in denen gemeinsame Konstituenten nur in einem Satz realisiert sind, sogenannte Koordinationsellipsen, sind auch in historischen Texten nicht selten. Über deren theoretische Einordnung und Abgrenzung zu verwandten Phänomenen besteht jedoch nicht immer Einigkeit. Vielleicht gelten sie auch deshalb als „Stiefkind der Sprachgeschichtsforschung“ (Hennig 2010: 76). Dennoch ist die Untersuchung solcher Strukturen insbesondere im Hinblick auf die Unterschiede zwischen Nähe- und Distanzsprache, also sich aus verschiedenen Kommunikationsbedingungen ergebenden Versprachlichungsstrategien (vgl. Koch/Oesterreicher 1985), lohnend, denn Koordinationsellipsen werden als distanzsprachlich eingestuft, können aber auch aggregative und damit nächsprachlichere Formen ausprägen, bei denen zwischen versprachlichter und elliptischer Konstituente Abweichungen bestehen (vgl. Ágel/Hennig 2006: 380–381, 388; Hennig 2010: 86), z.B. *so aber ist dieses [...] ein politisches Märchen, u. ich der Märchenprinz* (aus einem Brief des Patienten Pius G.).

Dieser Beitrag überprüft, ob sich die theoretisch begründete Einordnung von Koordinationsellipsen bezüglich Nähe- und Distanzsprachlichkeit im Sprachgebrauch historischer Texte widerspiegelt und ob auch Einzelschreiber entsprechend variieren. Dazu werden aufgrund ihrer Kommunikationsbedingungen als eher nahe- bzw. distanzsprachlich einzustufende Texte, die jeweils von denselben Schreibenden stammen, bezüglich der Verwendung von Koordinationsellipsen verglichen. Geeignetes Material dafür stellt das *Corpus of Patient Documents* bereit, das Texte von Patienten psychiatrischer Anstalten aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert enthält. Aus diesem Korpus wurden 67 offizielle und 53 private Briefe von sechs Schreibenden für die Analyse ausgewählt.

Dabei zeigt sich, dass der Anteil der Koordinationsellipsen an allen Satzkoordinationen mit Konjunktoren in offiziellen Briefen höher ist als in privaten, was die Einordnung als distanzsprachlichere Struktur bestätigt. Außerdem kann beobachtet werden, dass aggregative Koordinationsellipsen in Privatbriefen häufiger sind als in offiziellen, was ihre Nächstsprachlichkeit unterstreicht. Auch im Hinblick auf Art und Zahl der elliptischen Konstituenten lassen sich Unterschiede feststellen. Die Ergebnisse zeigen somit die Variationsfähigkeit der Schreibenden sowie die Bedeutung des Einbeziehens des Nähe-Distanz-Kontinuums in Sprachgeschichtsforschung.

## Literatur

Ágel, Vilmos / Mathilde Hennig (2006): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1605–2000. Tübingen: Niemeyer.

Hennig, Mathilde (2010): Elliptische Junktion in der Syntax des Neuhochdeutschen. In: Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 1, 76–103.

Koch, Peter / Wulf Oesterreicher (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, 15–43.

# Zur "Zusammenschreibung eng zusammengehöriger Wörter (im verbalen Bereich)": Versuch einer Rekonstruktion der Genese einer Regel zwischen Wort und Syntagma

**Kerstin Güthert (Mannheim)**

Mit dem Erscheinen der neunten Auflage des Orthographischen Wörterbuchs von Konrad Duden im Jahre 1915 wird erstmals in einem für die Allgemeinheit bestimmten Rechtschreibwörterbuch die „Zusammenschreibung eng zusammengehöriger Wörter“ explizit vorgegeben. Die im Wörterteil angegebenen „vielen Einzelfälle“ mit Zusammenschreibung, bei denen „ein neuer Begriff entsteht“, entsprechen weitgehend dem Bestand, wie er im letzten vor der Rechtschreibreform erschienenen Rechtschreib-Duden von 1991 verzeichnet ist. Damit wird die Bedeutung als schreibungsrelevante Größe etabliert und fortan unter den Kriterien für eine Zusammenschreibung geführt.

Diese Festsetzung hat einen relativ kurzen Vorlauf, nachdem noch in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, als auf gesamtdeutscher Ebene die Bemühungen um eine Vereinheitlichung der deutschen Rechtschreibung zunahmen, sowohl in den auf Länderebene erlassenen amtlichen Regelwerken als auch in den von privater Hand herausgegebenen Rechtschreibwörterbüchern die Zusammenschreibung komplexer Verben außerhalb der Komposition wesentlich auf Verben mit einem präpositionalen ersten Bestandteil beschränkt bleibt, und es liegt daher nahe, als ihr Urheber „vermutlich mit dem Buchdruck Beschäftigte“ (Böhme 2001: 403) anzusehen.

In dem Vortrag soll diese Annahme dahingehend verifiziert werden, ob die frühen Fälle von bedeutungsunterscheidender Zusammenschreibung, die in den an die Allgemeinheit gerichteten orthographischen Werken verzeichnet sind, als Muster beschrieben und damit als Ausgangspunkt einer Regel zwischen Wort und Syntagma eingestuft werden können.

## Literatur

- Böhme, Gunnar (2001): Zur Entwicklung des Dudens und seinem [sic!] Verhältnis zu den amtlichen Regelwerken der deutschen Orthographie. Frankfurt u.a.: Lang.
- Duden (1915). Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. [...] Neunte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig/Wien: Bibliographisches Institut.
- Fuhrhop, Nanna (2007): Zwischen Wort und Syntagma. Zur grammatischen Fundierung der Getrennt- und Zusammenschreibung. Tübingen: Niemeyer.
- Morcinek, Bettina (2012): Vom Syntagma zum Wort. Die Entwicklung der Getrennt- und Zusammenschreibung komplexer Verbverbindungen von 1750–1996. Dissertation Universität Oldenburg. <http://oops.uni-oldenburg.de/1317/1/morvom10.pdf> (letzter Zugriff 29.01.2022).

# Futurkonstruktionen im Wandel: *werden* + Infinitiv und Konkurrenzmuster aus konstruktionsgrammatischer Perspektive

**Stefan Hartmann & Lena Schnee (Düsseldorf)**

Die Entwicklung der deutschen Futurkonstruktion *werden* + Infinitiv gehört zu den vielleicht spannendsten Phänomenen der Entwicklung und Verfestigung sprachlicher Muster. Ihre Geschichte wurde bereits vielfach aus unterschiedlichen Blickwinkeln mit unterschiedlichen Grammatikbeschreibungsmodellen untersucht. Dieser Beitrag ergänzt die bisherigen Studien mit einem gebrauchsbasierten, konstruktionsgrammatischen Zugang, der auf Grundlage einer umfangreichen Korpusstudie einige der noch offenen Fragen beantworten möchte. Im Vordergrund steht dabei insbesondere das Konkurrenzverhältnis zwischen *werden* + Infinitiv und anderen Möglichkeiten des Zukunftsausdrucks, etwa durch Modalverbkonstruktionen (*es will Tag werden*), durch *werden* + Partizip I (*sie werden weinend*), aber auch durch das sog. futurische Präsens (*ich gehe morgen nach Dresden*). Als Datengrundlage dienen das Referenzkorpus Mittelhochdeutsch und das Bonner Frühneuhochdeutschkorpus. Besonderes Augenmerk liegt auf den aspektuellen Charakteristika der Verben, mit denen sich die konkurrierenden Konstruktionen, insbesondere jedoch *werden* + Infinitiv und *werden* + Partizip I, verbinden, sowie auf der Frage, wie sich das Verhältnis der beiden Konstruktionen im Sinne der gebrauchsbasierten diachronen Konstruktionsgrammatik modellieren lässt. Insbesondere spielen hier jüngere Modelle der Konkurrenz und Arbeitsteilung zwischen Konstruktionen eine Rolle, vor allem die von De Smet et al. (2018) vorgeschlagenen Konzepte der "attraction" und "differentiation".

# Variation in der Kasusflexion der mittelniederdeutschen Appellativa – Empirische Untersuchung und grammatikographische Darstellung

**Sarah Ihden & Ingrid Schröder (Hamburg)**

Die grammatikographische Darstellung des Mittelniederdeutschen ist im Wesentlichen auf die älteren Arbeiten von Colliander (1912), Lasch (1914 / 1974 / Nachdruck 2011), Lübben (1882) und Sarauw (1921–1924) mit einem starken junggrammatischen Fokus auf der Phonologie und Morphologie beschränkt. Dem sich daraus ergebenden dringenden Desiderat einer mittelniederdeutschen Grammatik, die alle Sprachebenen in angemessener Weise berücksichtigt und zudem den gegenwärtigen methodischen Standards gerecht wird, widmet sich das DFG-Projekt „Mittelniederdeutsche Grammatik“ an der Universität Hamburg (vgl. Ihden / Schröder 2021).

Als zentrale Prinzipien der geplanten Gesamtgrammatik gelten unter anderem die Korpusbasiertheit und die Variationssensitivität. Mithilfe der Daten des Referenzkorpus Mittelniederdeutsch / Niederrheinisch (1200–1650) (kurz: ReN) werden im Projekt grammatische Phänomene quantitativ und qualitativ analysiert und dabei unter anderem auf einen potentiellen Einfluss innersprachlicher Faktoren, beispielsweise des syntaktischen Kontextes oder der Lexemstruktur (z. B. Auslaut) bei der Flexion, sowie außersprachlicher Faktoren wie Raum, Zeit und Feld der Schriftlichkeit hin untersucht. Solche Parameter spielen insbesondere bei der Beschreibung grammatischer Variation eine besondere Rolle. In der neuen Grammatik soll Variation als wesentliches Merkmal einer historischen Sprachstufe begriffen werden und daher in entsprechendem Umfang Eingang in die Darstellung finden.

Im Vortrag wird die Nullmarkierung als ein Beispiel von Variation in der Kasusflexion der mittelniederdeutschen Appellativa ausführlicher betrachtet. Der Fokus liegt dabei auf den Fällen, in denen die Nullmarkierung vom Flexionsparadigma der mittelniederdeutschen Substantive, wie es die oben erwähnten Grammatiken aufführen, abweicht und in Konkurrenz zu mindestens einer weiteren Variante auftritt. Basierend auf den ReN-Daten wird das Vorkommen der Nullmarkierung in den abhängigen Kasus der verschiedenen Genera im Singular und Plural präsentiert. Dabei ist zu fragen, welche flexionsmorphologischen Muster sich verfestigt haben bzw. welche Faktoren den Gebrauch einer Variante gegenüber ihren Konkurrenten bedingen. Auf dieser Grundlage soll zusätzlich die Frage diskutiert werden, in welcher Form und welchem Umfang sinnvollerweise Varianten wie die Nullmarkierung in die grammatikographische Darstellung einbezogen werden können.

## Literatur

- Colliander, E. (1912): Mittelniederdeutsches Elementarbuch (Photokopie der Druckfahnen des nicht zur Veröffentlichung gelangten Werkes, das mit § 365 abbricht). Heidelberg.
- Ihden, S. / Schröder, I. (2021): Mittelniederdeutsche Grammatik: Konzeption und erste Analysen. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 144, 79–104.
- Lasch, A. (1914 / 1974 / Nachdruck 2011): Mittelniederdeutsche Grammatik. Tübingen (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A. Hauptreihe, 9).
- Lübben, A. (1882): Mittelniederdeutsche Grammatik. Nebst Chrestomathie und Glossar. Leipzig.
- Sarauw, C. (1921): Niederdeutsche Forschungen. Bd. 1: Vergleichende Lautlehre der niederdeutschen Mundarten im Stammlande. Kopenhagen (Historisk-filologiske Meddelelser, 5.1).
- Sarauw, C. (1924): Niederdeutsche Forschungen. Bd. 2: Die Flexionen der mittelniederdeutschen Sprache. Kopenhagen (Historisk-filologiske Meddelelser, 10.1).

# Zum Verhältnis von Morphologie und Syntax in der deutschen und englischen Sprachgeschichte. Ergebnisse einer qualitativen und quantitativen Paralleltextanalyse

**Simon Kasper (Marburg)**

Das historische Verhältnis von morphologischen Markierungen und syntaktischen (Reihenfolge-) Beschränkungen wird im Zusammenhang ihrer jeweiligen Signalwerte für die Interpretation schon lange und prominent diskutiert (u.a. Sapir, Martinet, Keenan, Hawkins, Kiparsky, Siewierska, Allen, Dryer; vgl. Zitate und Referenzen in Kasper 2020: 92–101). Irgendein grammatisches Mittel, sei es die (Kasus- und Kongruenz-) Morphologie oder die syntaktische Reihenfolge, müsse die semantischen Rollen der Satzglieder anzeigen, damit die Sprache ihre kommunikative Primärfunktion erfüllen könne, so die Argumentation. So konstatierte schon Meillet (1922: 187) für das Germanische, dass dort die Reihenfolge der Wörter noch keinen grammatischen (Signal-)Wert (*valeur*) gehabt hätte, doch als die germanischen Sprachen zunehmend ihre umfangreichen morphologischen Distinktionen einbüßten, hätte die Reihenfolge grammatischen Signalwert angenommen. Zur gleichen Zeit behauptete Jespersen (1922: 361) das umgekehrte historische Verhältnis von Morphologie und Syntax: Nicht die morphologischen Distinktionen seien zuerst verlorengegangen und dann habe die Reihenfolge Signalwert angenommen, sondern erst sei die Reihenfolge fest geworden und dann die Morphologie abgebaut worden. Andernfalls hätte es eine dysfunktionale Phase der Sprache gegeben, in der keines der beiden Signalisierungsmittel gegolten hätte.

Auf Basis einer historischen Korpusstudie an parallelen Bibelübersetzungen aus der deutschen und englischen Sprachgeschichte untersuche ich die Grade der morphologischen und syntaktischen Mehrdeutigkeiten der Sätze aus den betreffenden Sprachstufen und zeige, dass

- (i) es Sprachzustände gegeben hat (und gibt), die nach Jespersen aufgrund ihres hohen Grads an grammatischer Mehrdeutigkeit als dysfunktional zu gelten hätten, aber hochgradig effizient sind, weil außersprachliche Signale zuverlässig zur Interpretation herangezogen werden können (Empathiehierarchie und nicht syntaktifizierte Reihenfolgepräferenzen);
- (ii) dass allein daraus aber weder die Richtigkeit noch Falschheit der Meillet- oder Jespersen-Standpunkte folgt, weil diese Frage nicht auf der Ebene des Sprachsystems als Ganzem geklärt werden kann, sondern der Weg über einzelne syntaktische Bedingungen führen muss.

Schließlich nehme ich vor dem Hintergrund der Ergebnisse eine sprachtheoretische Neubewertung der Grammatik für die kommunikative Funktion der Sprache vor.

## Literatur

- Jespersen, Otto (1922): *Language. Its nature, development and origin*. London: Allen & Unwin/New York: Hold and Company.
- Kasper, Simon (2020): *Der Mensch und seine Grammatik. Eine historische Korpusstudie in anthropologischer Absicht*. Tübingen: Narr.
- Meillet, Antoine (1922): *Caractères généraux des Langues Germaniques*. Deuxième Édition, revue, corrigée et augmentée. Paris: Librairie Hachette.

# Die Diachronie des westdeutschen Pronominalsystems – Eine Rekonstruktion aus der Diatopie

**Andreas Klein (Mainz)**

Der Begriff „Westdeutsch“ (auch „Rheinisch“) bezeichnet einen Dialektverband, der sich aus dem Mittel- und Südniederfränkischen zusammensetzt. Er steht zu nhd. Zeit auf einer Ebene mit dem nördlichen Niederdeutschen und dem südwestlich angrenzenden Hochdeutschen (vgl. Lameli 2013). Schmidt (2015) geht so weit, für diesen dritten Sprachraum entgegen der Tradition einen eigenständigen „altwestdeutschen“ Vorläufer anzunehmen. Ein Sonderstatus kommt dem Gebiet auch im Hinblick auf die bisher unberücksichtigte Morphosyntax der Pronomina zu. So lässt sich etwa der in westmoselfränkischen Nominativen konservierte Akkusativ (Typ HEN) nur sehr umständlich auf ahd. *inan* zurückzuführen (s. Versuche bei Rabanus 2008 und Bruch 1953). Umgekehrt verebbt die in Klein/Nübling (2019) erstmals beschriebene Verbreitung des neutralen Akkusativs (Typ IHNS) im Hochdeutschen an der rheinfränkisch-moselfränkischen Grenze. Dieser ist durch einzelne Weistümer bereits seit 1500 belegt (und dort schon synkretistisch als Nominativ), was auf ein beachtliches Alter in den Basisdialekten hindeutet. Neben den Personalpronomina zeigen auch die adnominal gebrauchten Possessiva deutliche Unterschiede zwischen den Räumen. Das Westdeutsche verfügt hier anders als das übrige Hochdeutsche über zwei ausdifferenzierte Reihen, deren Gebrauch von der jeweiligen Possessivrelation abhängig ist.

Im Vortrag werden diese Phänomene ausführlich beschrieben und auf der Grundlage aktueller und älterer Daten kartiert. Neben dem Wenkermaterial (sowohl rheinische Sätze als auch die Wenkersätze i.e.S.) werden beide Datenserien des Mittelrheinischen Sprachatlas' (MRhSA) sowie eine Nacherhebung aus dem Jahr 2020 (200 aus dem ursprünglichen Atlasprojekt reaktivierte Gewährspersonen) nutzbar gemacht, sodass sich für einige Formen im Zeitraum von 1880 bis heute eine lückenlose Diachronie nachzeichnen lässt. Anschließend sollen diese Daten in Bezug zur mittelhochdeutschen Überlieferung gesetzt und interpretiert werden, um auch die Langzeitdiachronie zu rekonstruieren.

## Literatur

- Bruch, R. (1953): Grundlegung einer Geschichte des Luxemburgischen, Luxembourg: P. Linden (= Publications littéraires et scientifiques du Ministère de l'Education nationale 1).
- Klein, A./ Nübling, D. (2019): „Was ist es mit diesem grammatisch ungeheuerlichen «ihns»?“ Zu Form und Funktion von alem. ääs, ihns und lux. hatt In: Linguistik Online, 98 (5), 51–76. [Alemannische Dialektologie – Forschungsstand und Perspektiven. Sonderheft].
- Lameli, A. (2013): Strukturen im Sprachraum: Analysen zur arealtypologischen Komplexität der Dialekte in Deutschland (Linguistik – Impulse & Tendenzen 54). Berlin & Boston: De Gruyter Mouton.
- MRhSA = Bellmann, G./Joachim H./J. E. Schmidt (1994–2002): Mittelrheinischer Sprachatlas, 5 Bde. Tübingen: Niemeyer.
- Rabanus, S. (2008): Morphologisches Minimum: Distinktionen und Synkretismen im Minimalsatz hochdeutscher Dialekte (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 134). Stuttgart: Steiner.
- Schmidt, J. E. (2015): Historisches Westdeutsch und Hochdeutsch: Der Ein-Schritt-Wandel des Langvokalismus. Sprachwissenschaft 40(3). 235–288.

# Generische Maskulina in Prädikativkonstruktionen. Ein altes Phänomen?

**Kristin Kopf (Mainz/Mannheim)**

Über die Geschichte des sog. generischen Maskulinums wird viel behauptet: Die einen halten es für eine Neuerung des 20. Jahrhunderts (Diewald 2018: 286), andere für den historischen Normalfall, an echter Forschung mangelt es (vgl. Doleschal 2002: 40). Nicht zuletzt, weil das Phänomen notorisch schwierig zu untersuchen ist: In Korpora ist es äußerst herausfordernd zu erschließen, ob Frauen bei maskulinen Formen mitgemeint sind (vgl. Kopf im Druck: 92-95).

Einen Sonderfall des generischen Maskulinums stellen Personenbezeichnungen in Prädikativkonstruktionen dar, deren Subjekt eine weibliche Person bezeichnet (Typ \*sie ist Sportlerin/Sportler\*). Sprecher:innen des Deutschen schwanken hier zwischen movierter und unmovierter Form. In Produktionsstudien wählen zwischen 68% und 73% der Befragten movierte Formen (Schröter, Linke & Bubenhofer 2012; Kopf im Druck). Die Movierung stellt also heute für die meisten Sprecher:innen den Normalfall dar. Dennoch sind die Schwankungen linguistisch aufschlussreich. Hier lassen sich widerstreitende Prinzipien ausmachen: Einerseits besteht Bezug auf eine Frau, andererseits ist die Personenbezeichnung selbst eine generische Rolle. Movierung kann als Kongruenz aufgefasst werden, Nichtmovierung als Monoflexion (vgl. Kopf im Druck), beides Prinzipien, die auch anderswo in der Morphosyntax Wandel hervorrufen.

In diesem Vortrag wird die historische Genese des heutigen morphosyntaktischen Schwankungsfalls korpuslinguistisch untersucht: Sind die heutigen Verhältnisse als Ausbreitung movierter Formen zu sehen oder handelt es sich bei den maskulinen Lexemen um die Neuerung? Erste Analysen historischer Daten (DWDS-Kernkorpus, DTA) legen nahe, dass die Movierung in Prädikativkonstruktionen bereits im 17. Jh. der Normalfall war. Da die Konstruktion insgesamt nicht sehr frequent ist, bedarf es allerdings noch weiterer und auch weiter zurückreichender Untersuchungen. Auf dieser Basis sollen schließlich Überlegungen dazu angestellt werden, ob und inwiefern die Movierung in Prädikativkonstruktionen insgesamt Aufschluss über den Status des generischen Maskulinums vor dem 20. Jh. geben kann.

## Literatur

- Diewald, Gabriele. 2018. Zur Diskussion: Geschlechtergerechte Sprache als Thema der germanistischen Linguistik – exemplarisch exerziert am Streit um das sogenannte generische Maskulinum. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 46, 283–299.
- Doleschal, Ursula. 2002. Das generische Maskulinum im Deutschen. Ein historischer Spaziergang durch die deutsche Grammatikschreibung von der Renaissance bis zur Postmoderne. *Linguistik Online* 11 (2), 39–70.
- Kristin Kopf. im Druck. Ist Sharon Manager? Anglizismen und das generische Maskulinum. In Gabriele Diewald & Damaris Nübling (Hgg), *Genus, Sexus, Gender – Neue Forschungen und empirische Studien zu Geschlecht im Deutschen*, 65-103. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Schröter, Juliane, Angelika Linke & Noah Bubenhofer. 2012. „Ich als Linguist“ – Eine empirische Studie zur Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums. In Susanne Günthner, Dagmar Hüpper & Constanze Spieß (Hrsg.), *Genderlinguistik: Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*, 359–380. Berlin, Boston: De Gruyter.

# Morphologie – Syntax – Morphosyntax: Grundprobleme der Theorie und Methodologie aus sprachhistorischer Sicht

**Michail Kotin (Zielona Góra)**

Die Entwicklung der Wissenschaftstheorie – einschließlich der Theorie der Linguistik – ist in letzter Zeit weitgehend durch die grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis zwischen Ontologie und Methodologie dominiert. Vereinfacht lässt sich die Fragestellung folgendermaßen beschreiben: Gibt es universelle Untersuchungsmethoden, die jeweils für Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften (im Extremfall sogar ohne diese Trennung!) adäquat sind und relativ unabhängig vom Untersuchungsobjekt existieren, oder aber entscheidet letztendlich die Spezifik des Untersuchungsobjekts, welches die Methodenwahl bestimmt? In der Erforschung der historischen Morphosyntax spielt dieses Dilemma eine besondere Rolle. Die "reine" Morphologie lässt sich nämlich relativ gut typologisch erfassen, wobei mehrere Sprachen verschiedener Familien und unterschiedlichen Aufbaus methodologisch auf einen hierfür angemessenen gemeinsamen Nenner gebracht werden können. Die Syntax, insbesondere gerade die historische Syntax, entzieht sich dagegen einer systematischen typologisch ausgerichteten Erfassung, da hier so viele Parameter relevant sind, dass ihre Formalisierung lediglich in einigen Bereichen bewerkstelligt werden kann (z.B. topologische Grundmodelle vom Typ (S)VO vs. (S)OV oder die prä- bzw. postnukleare Positionierung des Adjektivattributs in der Nominalphrase). Noch komplizierter wird das Problem im Falle der diachronen Morphosyntax. Denn typologisch fundierte morphologische Ergebnisse erweisen sich als insuffizient, wenn nicht als grundfalsch, wenn sie auf ihre syntaktische Funktion hin überprüft werden. Der Grund hierfür liegt auf der Hand: Es werden zusätzliche Parameter angesetzt, die bei morphologisch ausgerichteter diachroner Typologie irrelevant sind. Im Referat werden diese methodologischen Probleme am Beispiel der Ausbildung der Artikelfunktion und der analytischen Tempusformen im Deutschen aus historisch-vergleichenden und typologischen Sicht behandelt. Schlüsselwörter: Morphosyntax, Typologie, Artikelfunktion, analytische Tempusformen.

## Literatur

- Greenberg, Joseph H.: Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements, in: Greenberg, Joseph H. (Hg.): Universals of Language, 2nd edition, Cambridge (Mass.) – London: University Press 1966, p. 73-113.
- Comrie, Bernard: Tense, Cambridge: Cambridge University Press 1985.
- Hopper, Paul J./Traugott, Elizabeth Closs: Grammaticalization, Cambridge: Cambridge University Press 1993.
- Crellin, Robert / Jügel, Thomas (eds.): Perfects in Indo-European Languages and beyond. Amsterdam-Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.



# ***Thun wir nicht durch disputiren und distinguiren / dem teuffel sein sünden-reich stärcken und unterhalten? Zur Geschichte des possessiven Dativs – eine Korpusstudie***

**Bettina Lindner-Bornemann (Hildesheim) & Andreas Blombach (Erlangen-Nürnberg)**

Obwohl sich possessive Dative in fast allen deutschen Dialekten, in den regionalen Umgangssprachen sowie im gesprochenen und geschriebenen Substandard finden (vgl. u.a. Henn-Memmesheimer 1986; Zifonun 2003), spielen sie insgesamt in den bisher erschienenen Arbeiten zu possessiven Ausdrucksformen des Deutschen eine untergeordnete Rolle. Die Duden-Grammatik (2016: 1229) beschreibt den possessiven Dativ als eine „ausschließlich mündlich“ verwendete Konstruktion, die „seit Langem im gesamten deutschen Sprachraum nachweisbar“ ist, aber „eigenartigerweise nicht als standardsprachlich“ (2016: 840) gilt.

In der Forschung stehen recht unterschiedliche Positionen zu Alter (schon im Ahd., erst im Mhd. oder erst im 15. Jh.), Entstehung (Reanalyse zweier ursprünglich unabhängiger Satzglieder oder Analogiebildung zum possessiven Genitiv) und Gebrauch nebeneinander, was daran liegen mag, dass die Studien von unterschiedlichen Erkenntnisinteressen geleitet wurden, auf verschiedenen Quellen basieren und/oder generell auf verhältnismäßig wenig Daten fußen (vgl. u. a. die Arbeiten von Zifonun 2003; Elspaß 2005; Davis & Langer 2006; Fleischer & Schallert 2011; Weiß 2012).

Ziel des Beitrags ist es, die Geschichte des possessiven Dativs auf einer breiten Datenbasis zu beleuchten. Die Belege für possessive Dative aus dem DTA-Kernkorpus werden hinsichtlich der folgenden Fragen untersucht:

- Haben sich Gebrauch und Verbreitung possessiver Dative im Laufe der Zeit verändert?
- Welchen Ansatz zur Entstehung legen die Daten nahe?
- Lassen sich interne und/oder externe Gründe für das Verschwinden des possessiven Dativs aus der standardnahen Schriftlichkeit ausmachen?

## **Literatur**

- Davies, Winifred & Nils Langer (2006): *The making of bad language: lay linguistic stigmatisations in German: past and present*. Frankfurt am Main: Lang.
- Elspaß, Stephan (2005): *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.
- Fleischer, Jürg & Oliver Schallert (2011): *Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Henn-Memmesheimer, Beate (1986): *Nonstandardmuster. Ihre Beschreibung in der Syntax und das Problem ihrer Arealität*. Tübingen: Niemeyer.
- Weiß, Helmut (2012): *The rise of DP-internal possessors. On the relationship of dialectal synchrony to diachrony*. In: Guido Seiler & Gunther De Vogelaer (Hg.): *The Dialect Laboratory: Dialects as a Testing Ground for Theories of Language Change*. Amsterdam: John Benjamins, 271–293.
- Wöllstein, Angelika (Hrsg.) (2016): *Duden - Die Grammatik, 9., vollst. überarb. u. akt. Aufl.*, Berlin: Dudenverlag.
- Zifonun, Gisela (2003): *Dem Vater sein Hut. Der Charme des Substandards und wie wir ihm gerecht werden*. In: *Deutsche Sprache* 31/2, 97–126.

## **Zur Distribution stark und schwach flektierter attributiver Adjektive im Referenzkorpus Altdeutsch**

**Svetlana Petrova (Wuppertal)**

Im Vortrag wird die Distribution der starken und schwachen Adjektivflexion im Althochdeutschen aus Sicht der Befunde im Referenzkorpus Altdeutsch vorgestellt. Zum einen wird die Abhängigkeit des jeweiligen Flexionsmusters von der semantischen Klasse eines overt vorhandenen artikelartigen Begleiters überprüft, zum anderen die semantische Lesart artikelloser Nominalgruppen mit attributivem Adjektiv sowie bloßer nominalisierter Adjektive ausgewertet. Die Daten zeigen, dass die putative Sinnregel bzw. die Hypothese einer rein semantisch motivierten, komplementären Distribution der Flexionsmuster nicht aufrechterhalten werden kann, sondern vielmehr Indizien für die semantisch nicht weiter spezifizierte Verwendung der starken Flexion vorliegen, die mit allen Klassen von Artikelwörtern sowie in bloßen Nominalphrasen unabhängig von ihrer Semantik vorkommen kann.

## Vom synthetischen zum analytischen Konjunktiv II

**Simon Pickl (Salzburg)**

Das heutige Deutsche kennt neben der synthetischen Konjunktiv-II-Form, die formal aus dem Konjunktiv Präteritum hervorgegangen ist, auch analytische Varianten; im Standarddeutschen ist das die *würde*-Periphrase und im vernakulären Bereich v.a. die *täte*-Periphrase. Historisch gab es außerdem (wohl nicht voll grammatikalisierte) Ansätze zur Umschreibung des Konjunktiv II mit *sollte*, *wollte* und anderen Modalverben. Die Herausbildung gleich mehrerer Formen der analytischen Umschreibung des Konjunktivs II fügt sich in die allgemeine Tendenz des Deutschen zum analytischen Satzbau ein, die sich in der Entstehung verschiedener Periphraseformen und der Etablierung der Verbklammer äußert. Ungeklärt ist jedoch, was konkret zur Herausbildung und Festigung der analytischen Form(en) des Konjunktivs II führte. Zwei alternative, in der Literatur vorgebrachte Hypothesen betreffen 1) den Aspekt der Vermeidung ‚schwierig‘ zu bildender, unregelmäßiger und/oder seltener Formen und 2) den Aspekt der Vermeidung von Homonymien mit Indikativ-Formen. Im Vortrag sollen die beiden Hypothesen auf den Prüfstand gestellt werden. Als Datengrundlage dient der ostoberdeutsche Teil des diachronen Predigten-Korpus SermonC. Dazu wird die Verwendung verschiedener Konjunktiv-II-Formen diachron untersucht, indem das Korpus systematisch auf die Relevanz der jeweiligen Faktoren überprüft wird. Dabei lässt sich keine der beiden Hypothesen erhärten. Stattdessen geraten andere potenzielle Faktoren in den Blick, etwa die Frequenz der betreffenden Verben oder funktionale und variationslinguistische Aspekte, die alternative Erklärungsansätze für die Etablierung des analytischen Konjunktivs II bieten. Gleichzeitig werden durch die Korpusuntersuchung indirekte Rückschlüsse auf die Entstehung vernakulärer Formen wie der *täte*-Periphrase oder des synthetischen ostoberdeutschen Konjunktivmarkers *-at* indirekt möglich.

# Afinite Konstruktionen im Hochdeutschen. Eine abgebrochene Grammatikalisierung?

**Said Sahel (Bielefeld)**

Afinite Nebensätze gelten als eine syntaktische Erscheinung des Frühneuhochdeutschen (Admoni 1967, Breitbarth 2005, Demske 2018, Schönherr 2018). Die Auslassung der Hilfsverben *haben*, *sein* und *werden* in subordinierten Perfekt-, Plusquamperfekt- und Passivkonstruktionen (z.B. *da der weise Gott es nun auch beschlossen [...] (DWDS-Korpus 1720)* sowie in Relativsätzen (z.B. *Vielleicht eben der Mag. von Sweynheim, von dem oben gesprochen worden [...] (DWDS-Korpus 1774)*) nahm zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert stark an (Ebert 1993: 442). Im Gegenwartsdeutschen sind solche Konstruktionen so gut aber wie nicht belegt. Es wird vielfach angenommen, dass das Aufkommen afiniter Nebensätze im Frühneuhochdeutschen syntaktisch motiviert war und zwar dahingehend, dass die Auslassung des Auxiliars die syntaktische Abhängigkeit des Nebensatzes markiert (Admoni 1967, Breitbarth 2005, Demske-Neumann 1990).

In dem Vortrag werden Korpusdaten vorgestellt, die den Rückgang und das Schwinden afiniter Nebensätze im frühen Neuhochdeutschen belegen. Es wird dabei der Frage nachgegangen, inwiefern es sich bei der Aufgabe afiniter Nebensätze zu Beginn der neuhochdeutschen Zeit um einen abgebrochenen Grammatikalisierungsprozess handelt. Diskutiert werden mögliche Gründe dafür, warum sich ein solches syntaktisches Merkmal deutscher Nebensätze nicht durchsetzen konnte.

## Literatur

- Admoni, Vladimir G. 1967. Der Umfang und die Gestaltungsmittel des Satzes in der deutschen Literatursprache bis zum Ende des 18. Jhs. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Halle) 89. 144–199.
- Breitbarth, Anne. 2005. Live fast, die young - the short life of Early Modern German auxiliary ellipsis. Utrecht: LOT.
- Demske, Ulrike. 2018. Syntax and discourse structure: verb-final main clauses in German. In Mailin Antomo & Sonja Müller (eds.), Non-Canonical Verb Positioning in Main Clauses (Linguistische Berichte, Special Issue 25), 137–159.
- Demske-Neumann, Ulrike. 1990. Charakteristische Strukturen von Satzgefügen in den Zeitungen des 17. Jahrhunderts. In Anne Betten (ed.), Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen (Reihe Germanistische Linguistik 103), 239–252. Tübingen: Niemeyer.
- Schönherr, Monika 2018. "Satzkonstruktionen ohne Verbum finitum: Diachrone, synchrone und panchrone Zugriffe auf ein vergessenes Phänomen der deutschen Syntax". In: Kwartalnik Neofilologiczny, 2018 (4), 565–579.

# Die Verbreitung der *tun*-Periphrase in extraterritorialen Varietäten

**Anna Saller (Regensburg)**

Die *tun*-Periphrase (unbetontes *tun* + betonter Infinitiv) ist seit dem Frühneuhochdeutschen im Standarddeutschen stigmatisiert, taucht jedoch häufig in der Umgangssprache, im Dialekt und auch in extraterritorialen Varietäten des Deutschen auf. Gerade in extraterritorialen Varietäten wird sie vor allem in temporalen, aspektuellen und modalen Kontexten verwendet. Anhand ausgewählter Korpora, die auf gesprochener Sprache in Interviews basieren, wurde die *tun*-Periphrase in Australien, Texas, Namibia und Siebenbürgen untersucht. Während sie in Texas und Australien stark frequentiert war, trat sie in Rumänien und Namibia fast gar nicht auf. Die Frequenz der *tun*-Periphrase scheint maßgeblich mit außersprachlichen Faktoren wie dem Einfluss der Standardsprache, dem Prestige, der sprachpolitischen Förderung und der Verwendung des Deutschen im öffentlichen Raum zusammenzuhängen. Herkunftsdiaklekte und Umgebungssprachen scheinen hingegen wenig Einfluss auf das Auftreten der *tun*-Periphrase zu haben. Dies weist darauf hin, dass sich periphrastisches *tun* ohne normativen Einfluss schneller ausbreitet als in Sprachgemeinschaften, bei denen das durch den Standardeinfluss hervorgerufene Normbewusstsein allgemeine typologische Tendenzen hemmt. Handelt es sich bei der *tun*-Periphrase um eine typologisch unmarkierte Variante, die sich bei ungehindertem Sprachwandel durchsetzt? Dafür spricht eine diachrone Untersuchung des Barossadeutschen (Australien), die zeigt, dass die *tun*-Periphrase im Zeitraum von ca. 50 Jahren quantitativ zugenommen hat, sowie eine Studie von Nesensohn (2012), nach der im kindlichen Spracherwerb die *tun*-Periphrase in einem sehr frühen Erwerbsstadium dominiert. Dieser Vortrag diskutiert die Anwendung der Markiertheitstheorie auf die *tun*-Periphrase, Probleme, die sich daraus ergeben, sowie alternative Erkläransätze.

# Variablen in der althochdeutschen Syntax

## Hans-Ulrich Schmid

Wer über ein Thema aus dem Bereich der althochdeutschen Syntax forscht und arbeitet, wird naturgemäß zunächst die einschlägigen Belege ermitteln. Dabei stehen zwei Wege offen: Man kann sich einigermaßen bequem aus annotierten Korpora bedienen, oder man kann sich die Texte unmittelbar vornehmen. Der zweite Weg ist sicher der mühsamere, aber er bietet auch die Chance, nicht nur gezielt Gesuchtes zu ermitteln, sondern er führt auch zu Negativ- und Kontrastfällen, die dem entgegenstehen, was primär gesucht wird: Variablen also. Erst wenn solche berücksichtigt werden, deckt man das ab, was ansonsten in einer Art totem Winkel verborgen bleibt. Das soll anhand zweier Thematiken aus dem Bereich der Verbalsyntax gezeigt werden: (1.) Valenzvariablen und (2.) der Relation der Hilfsverben *werdan* und *wesan*.

- 1) *dieder hungert rehtes* (Notker-Glossator) gegenüber *daz sint die diedir hungerent daz reht* (Wiener Notker).
- 2) *Tho herodes gisah uuanta her bitrogan uuas fon then magin* (Tatian) gegenüber *So Herod ther kuning tho bifand, thaz er fon in bidrogan ward* (Otfrid).

Beispiel (1.) zeigt, dass vom Verbum *hungern* sowohl ein Genitiv als auch ein Akkusativ abhängen kann, ohne dass dafür ein synchroner Funktionsunterschied als plausible Ursache angenommen werden kann. Beispiel (2.) zeigt, dass sich *werden* und *sein* bei der Bildung passivischer Periphrasen funktional überschneiden. Eine systemhafte Opposition ist auch hier nicht zu erkennen. Aus Sachverhalten wie den soeben gezeigten ergibt sich ein methodisches Dilemma: Folgerungen und Aussagen, die nur eine mögliche Variable ins Auge fassen, sind unzureichend. Sie erlauben keine tragfähigen Aussagen über syntaktische Gegebenheiten des Althochdeutschen.

# Die Entwicklung der abstraktbildenden Wortbildungsmuster [X-heit], [X-scaf(t)] und [X-tuom] im Alt- und Mittelhochdeutschen – eine Korpusuntersuchung in ReA und ReM

Tanja Stevanović (Hamburg)

In der althochdeutschen Periode besteht im Zuge der Christianisierung ein großer Bedarf, die religiösen Konzepte des Christentums wie ‚Barmherzigkeit‘ oder ‚Erlösung‘ vom Lateinischen in die Volkssprache zu übertragen (vgl. Henkel 2004: 3174). In diesem Zeitraum entstehen nicht nur zahlreiche neue Abstrakta, sondern auch drei Wortbildungsmuster, mithilfe derer neue Substantivabstrakta gebildet werden können: [X-heit], [X-scaf(t)] und [X-tuom].

Deren Entstehung lässt sich als Grammatikalisierungsprozess beschreiben, in dessen erster Phase die ursprünglich freien Lexeme *heit*, *scaf/scaft* und *tuom* zunächst immer häufiger als Kompositionszweitglieder auftreten (vgl. Habermann 2015: 1798; Müller 2015: 1871). Daraufhin bleichen sie semantisch aus und werden dadurch für immer neue Kontexte verfügbar (Desemantisierung und Extension). Der weitere Verlauf der Grammatikalisierung zeigt sich primär auf morphosyntaktischer Ebene, indem *heit*, *scaf(t)* und *tuom* ihre syntaktische Selbständigkeit und somit ihren Status als freie Lexeme zunehmend verlieren, sie immer seltener frei auftreten und schließlich als Derivationsuffixe reanalysiert werden.

Im Vortrag wird die Entstehung und schrittweise Verfestigung dieser Wortbildungsmuster näher beleuchtet, indem die beschriebenen Phasen ihrer Grammatikalisierung anhand der Referenzkorpora Altdeutsch (ReA) und Mittelhochdeutsch (ReM) nachgezeichnet werden. Im Mittelpunkt steht dabei, wie der Übergang der freien Lexeme *heit*, *scaf(t)* und *tuom* vom Kompositionszweitglied zum Derivationsuffix(oid) verläuft und wie dieser anhand der Korpusdaten sichtbar gemacht und zeitlich datiert werden kann. Durch eine moderne empirische Überprüfung werden die vorliegenden Forschungsergebnisse (v.a. Meinecke 1991; Meinecke 1994; Piltz 1951) präzisiert und durch neue Erkenntnisse erweitert. Außerdem werden die drei Muster, die zahlreiche Eigenschaften teilen, im Verhältnis zueinander untersucht, um mögliche Wechselwirkungen und Konkurrenzen aufzudecken. In methodischer Hinsicht wird außerdem diskutiert, wie die beiden Korpora kombiniert eingesetzt werden können, um die Entwicklung der Wortbildungsmuster vom Althochdeutschen bis ins Mittelhochdeutsche kontinuierlich zu verfolgen (vgl. Kopf 2019).

## Literatur

- Habermann, Mechthild (2015): Grammaticalization in German word-formation. In Peter O. Müller, Ingeborg Ohnheiser, Susan Olsen & Franz Rainer (Hrsg.), *Word-Formation. An International Handbook of the Languages of Europe*. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 40), vol. 3, 1794–1810. Berlin / Boston: de Gruyter.
- Henkel, Nikolaus (2004): Lateinisch/Deutsch. In Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann & Stefan Sonderegger (Hrsg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2), vol. 4, 3171–3182. 2. edn. Berlin / New York: de Gruyter.
- Kopf, Kristin (2019): Von Korpus zu Korpus. Herausforderungen und Chancen diachron korpusübergreifenden Arbeitens. *Historische Korpuslinguistik* (Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte 10), 1–28. Berlin / Boston: de Gruyter.
- Meinecke, Birgit (1991): Althochdeutsche *scaf(t)*-Bildungen (Studien zum Althochdeutschen 17). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Meinecke, Eckhard (1994): Abstraktbildungen im Althochdeutschen. Wege zu ihrer Erschließung (Studien zum Althochdeutschen 23). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Müller, Peter O. (2015): Historical word-formation in German. In Peter O. Müller, Ingeborg Ohnheiser, Susan Olsen & Franz Rainer (Hrsg.), Word-Formation. An International Handbook of the Languages of Europe. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 40), vol. 3, 1867–1914. Berlin / Boston: de Gruyter.
- Piltz, Gunther (1951): Die Bedeutungsentwicklung der Substantiva auf -heit, -schaft und -tum. Hamburg.



# Vergleichskonstruktionen im Mittelniederdeutschen

**Claudia Wich-Reif (Bonn) & Nadine Wallmeier (Paderborn)**

Für weite Teile des heutigen niederdeutschen Sprachraums ist auf Basis der Forschungsliteratur (z.B. Lindow u.a. 1998, 228; Weise 1918, 170f.) anzunehmen, dass für Komparativ und Äquativ nicht zwischen *als* und *wie* unterschieden, sondern für beides die Vergleichspartikel *as* ‚als‘ (bzw. lautliche Varianten davon) verwendet wird. Die gegenwärtig laufenden Erhebungen für den „Dialektatlas Mittleres Westdeutschland (DMW)“ legen allerdings nahe, dass die tatsächliche Sprachsituation nicht so eindeutig ist: Nicht wenige Gewährspersonen wirken insbesondere bei Aufgaben mit Suggestierformen zu Vergleichskonstruktionen verunsichert und übertragen das, was sie in der Schule zur standardsprachlichen *als*- und *wie*-Verwendung gelernt haben, auf ihren Ortsdialekt. Während Vergleichskonstruktionen für den hochdeutschen Sprachraum sowohl synchron als auch diachron und mit einem Fokus auf *als* und *wie* bereits gut erforscht sind (vgl. z.B. Dückert 1961, Thurmair 2001, Jäger 2018), haben sie für den niederdeutschen Raum bisher kaum Beachtung erfahren: In der mittelniederdeutschen Grammatik von Lübben (1882, 130) werden „komparative Fügewörter“ aufgezählt, Nissen (1884, 137-141) stellt diese in seinem *Forsøg til en middelnedertysk syntax* kurz dar. Nach Dückert (1961) ist *wie* erst im 15./16. Jahrhundert ein mit *als* konkurrierendes Lexem; die Kombination *als wie* weist er ab dem 17. Jahrhundert nach. Weitere Ausdrucksalternativen behandelt er nicht. Im Vortrag wird ausgehend von den Beobachtungen der DMW-Erhebungen anhand des Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650) (ReN), in dem sich weit über 3.000 Belege für Vergleichspartikeln finden lassen, unter Einbezug der Ausdrucksalternativen (u.a. *den/dan*, *wan(ne)*) gezeigt, in welcher Frequenz und in welchen syntaktischen Konstruktionen *als* (mnd. *alsô/alse*) und *wie* (mnd. *wô*) im niederdeutschen Sprachraum vorkommen, wie die Vergleichskonstruktionen aufgebaut sind und wo sich verschiedene Muster (diachron-diatopisch, textbereich-, textsorten und textartbezogen) herausbilden.

## Literatur

- Dückert, Joachim (1961): Das geschichtliche Verhältnis des vergleichenden *als* und *wie* – Ein Beitrag aus dem Deutschen Wörterbuch zur Frage der Ausgliederung im Wortgebrauch. In: PBB 83, 205–230.
- Jäger, Agnes (2018): Vergleichskonstruktionen im Deutschen. Diachroner Wandel und synchrone Variation. Berlin/Boston.
- Lindow, Wolfgang/Möhn, Dieter/Niebaum, Hermann/Stellmacher, Dieter/Taubken, Hans/Wirrer, Jan (1998): Niederdeutsche Grammatik. Leer. Lübben, August (1882): Mittelniederdeutsche Grammatik nebst Chrestomathie und Glossar. Leipzig.
- Nissen, Carl A. (1884): *Forsøg til en middelnedertysk syntax*. Kopenhagen. Thurmair, Maria (2001): *Vergleiche und Vergleichen. Eine Studie zu Form und Funktion der Vergleichsstrukturen im Deutschen* (Linguistische Arbeiten 433). Tübingen.
- ReN (2019): Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200-1650). Archived in Hamburger Zentrum für Sprachkorpora. Version 1.0. Publication date 2019-08-14. <http://hdl.handle.net/11022/0000-0007-D829-8>.
- Spiekermann, Helmut H./Topfink, Doris/Vogel, Petra M./Wich-Reif, Claudia (Hg.) (2016ff.): *Dialektatlas Mittleres Westdeutschland (DMW)*. Siegen: Universität Siegen (<https://www.dmw-projekt.de>).
- Weise, Oskar (1918): Die vergleichenden Konjunktionen in den deutschen Mundarten. In: Zeitschrift für deutsche Mundarten 13, 169–181.

# 'Links-Versetzungen' im Mittelhochdeutschen als Beispiel narrativer Syntax

**Sonja Zeman (München)**

„Links-Versetzungen“ (e.g. *Meine Tante, die rezitierte oft den Parzival.*) gelten übereinzelsprachlich als ein typisches Charakteristikum gesprochener Sprache (Chafe 1994: 67f.). Ihr Vorkommen in den historischen Sprachstufen wird daher häufig als Anzeichen einer ‚oralen‘ Syntax gesehen (e.g. Lötscher 1994: 48; Ágel & Hennig 2006; Elspaß 2010), i.e. einer Syntax, die durch eine Diskurs-Strukturierung in Intonations- bzw. Informations-Einheiten und durch eine stärker „aggregative“ (versus „integrative“) Organisation geprägt ist (Ágel & Hennig 2006). Diese Annahme korreliert auch mit dem Befund, dass Links-Versetzungen im Mittel- und Frühneuhochdeutsche tendenziell frequenter in denjenigen Textsorten vorkommen, die der konzeptionellen Mündlichkeit nahestehen.

Auf der Basis einer vergleichenden Analyse syntaktischer Strukturen im Nibelungenlied und dem Tristan argumentiert der Vortrag, dass sich die diachrone Entwicklung der Links-Versetzung und ihre Textsorten-Abhängigkeit präzisieren lassen, wenn der Unterschied zwischen narrativen und dialogischen Passagen berücksichtigt wird: Anders, als man aufgrund des ‚oralen‘ Charakters der Links-Versetzung erwarten könnte, sind diese im Nibelungenlied häufiger in den narrativen als in den Dialog-Passagen belegt und dienen hier der Funktion der „thematisierenden Fokussierung“ (Lötscher 1994: 37) der Diskursreferenten. Im Vergleich zum Tristan, in dem sich ein anderes Verteilungsmuster zeigt, ist insofern die Hypothese zu überprüfen, ob es sich bei den Links-Versetzungen um ein syntaktisches Muster handelt, das sich als narratives Muster konventionalisiert und als solches in die dialogischen Passagen des höfischen Epos übernommen wird.

Die Analyse präzisiert damit nicht nur die Diachronie der Links-Versetzung in der Geschichte des Deutschen und ihre Textsorten-Abhängigkeit, sondern führt zudem zur grundlegenden Frage nach dem Verhältnis von ‚oraler‘ und narrativer Syntax.

## Literatur

- Ágel, Vilmos & Mathilde Hennig (eds.). 2006. *Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650–2000*. Tübingen: Niemeyer.
- Chafe, Wallace. 1994. *Discourse, Consciousness and Time: The Flow and Displacement of Conscious Experience in Speaking and Writing*. Chicago: University of Chicago Press.
- Elspaß, Stephan. 2010. *Klammerstrukturen in nächstsprachlichen Texten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Ein Plädoyer für die Verknüpfung von historischer und Gegenwartsgrammatik*. In Arne Ziegler (ed.), *Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven*. Berlin / New York: de Gruyter, 1011-1026.
- Lötscher, Andreas. 1994. *Herausstellung nach links in diachroner Sicht*. *Sprachwissenschaft* 24, 32-63.

# Von der finalen Subjunktion zum Infinitivmarker? Infinitivkonstruktionen mit *um in* der jüngeren deutschen Sprachgeschichte

Christian Zimmer (Berlin)

In mehreren Sprachen der Welt ist zu beobachten, dass Formen, die ursprünglich zum Ausdruck von Finalität genutzt wurden, zu Infinitivmarkern grammatikalisiert werden (bzw. wurden). Dies trifft z.B. auf das niederländische *om te zu* (Gerritsen 1990). Vor dem Hintergrund dieses Grammatikalisierungspfades ist auch für das Deutsche eine solche Entwicklung prognostiziert worden (Haspelmath 1989: 303, Vliegen 2004: 180), und zwar mit Blick auf die Verwendung von *um zu*, das im Gegenwartsdeutschen primär zur Einleitung von Finaladverbialen verwendet wird (vgl. 1).

(1) *Ich gebe ein Beispiel, um den Sachverhalt zu veranschaulichen.*

In meinem Vortrag werde ich dafür argumentieren, dass ein solcher Wandel im Deutschen – zu einem gewissen Grad – bereits eingesetzt hat. Mithilfe von Daten aus den Kernkorpora des DWDS werde ich zeigen, dass *um zu* sich in der jüngeren Sprachgeschichte auf bestimmte Kontexte ausgeweitet hat, in denen *um* nicht als finale Subjunktion interpretiert werden kann (vgl. 2 vs. 3).

(2) *ein gutes Mittel, Ø die Qualität des Weins zu verbessern* (Stettenheim 1902: 15134)

(3) *ein [...] Mittel, um die Aufmerksamkeit der Passanten zu erzwingen* (Berliner Tageblatt, 04. März 1931)

Demnach scheint auch das Deutsche den skizzierten Pfad zu beschreiten. Allerdings ist die Verwendung von *um zu* in vielerlei Hinsicht noch eingeschränkt. Dabei sind grammatische und semantische Aspekte relevant, die ich in meinem Vortrag erörtern werde, um die für das vorliegende Sprachwandelphänomen relevanten Mechanismen näher zu beleuchten.

## Literatur

Gerritsen, Marinel. 1990. The rise of *om in* Middle Dutch infinitive constructions. In Henning Andersen & E.F.K. Koerner (eds.), *Historical Linguistics 1987. Papers from the 8th International Conference on Historical Linguistics, Lille, August 30-September 4, 1987*, 161–173. (*Current Issues in Linguistic Theory* 66). Amsterdam: Benjamins.

Haspelmath, Martin. 1989. From purposive to infinitive – a universal path of grammaticization. *Folia Linguistica Historica* 23. 287–310.

Vliegen, Maurice. 2004. Die *om te*-Konstruktion im Niederländischen und die *um zu*-Konstruktion im Deutschen. Ein Vorschlag zur Bedeutungsbeschreibung. *Leuvense Bijdragen* 93. 179–220.